

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 227 (1948)

Artikel: Naturwald und Wirtschaftswald
Autor: Winkelmann, H.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

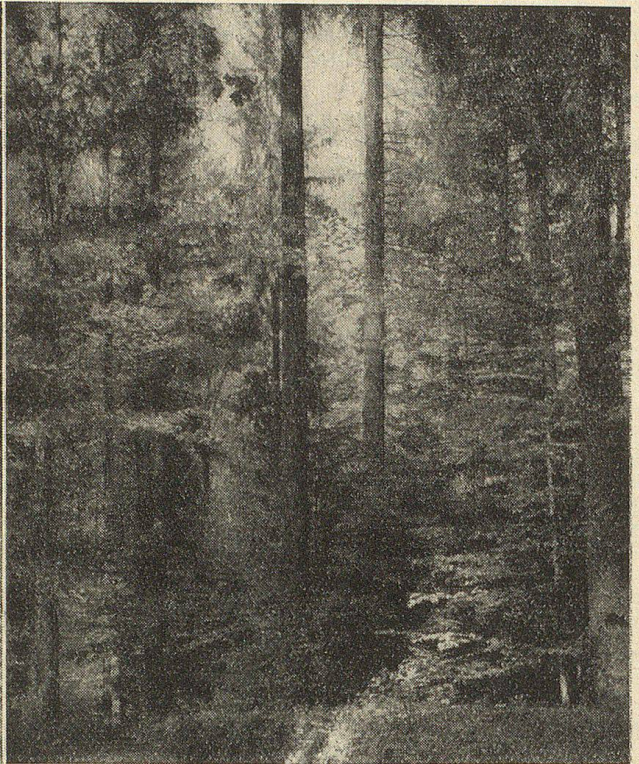
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Einförmiger, gleichaltiger durch Pflanzung auf Kahlfläche begründeter Wirtschaftswald. Beispiel eines naturwidrigen, daher kranken und auf die Dauer lebensunfähigen Kunstproduktes. (Phot. P. Gugelmann)



Gemischter, ungleichaltiger durch natürliche Verjüngung entstandener Wirtschaftswald. Durch die heute anerkannten Grundsätze der Waldbewirtschaftung ergibt sich eine unverkennbare Annäherung an die naturgegebene Urwaldform (Phot. Amon, Thun)

Naturwald und Wirtschaftswald

Von Oberförster H. G. Winkelmann.

Worum fühlt man sich in sich selbst überlassener Natur so unglaublich wohl, so angeregt, so begeistert, so gesundend, wird so gestärkt in auffallend und unbestreitbar enorm höherem Maße als in jeder veränderten Natur? Weil dort der ganze, alles Gewesene enthaltende Reichtum an Form, an Bildungen, an Bewegungen, der unererschöpfliche Quell der Lebensanregungen, der Quell des Schöpferischen frei, offen ungehindert, und weil die Entwicklung dieser allseitig spielenden Lebenskräfte eine direkte Befriedigung, ein volles Glück zu schaffen vermögen für Körperliches, Seelisches und Geistiges.

(Aus einem Brief des Malers und Dichters Karl A. Laubacher)

Der Baum ist wohl der stärkste Ausdruck des Gestaltungswillens der pflanzlichen Natur. Die mächtig ausgreifende Eiche auf dem nährstoffreichen Boden des Mittellandes, die hochragende Wettertanne auf den unwirklichen Höhen des Juras, die trostige Arve am lawinengefährdeten Steilhang der Alpen, sie bilden jede die an ihrem Standort höchstmögliche Form vegetativen Lebens. Und wie die Formungskräfte der Einzelpflanze, von den Algen über die Moose und Kräuter, Stauden und Sträucher, schließlich im Baum ihre höchste Verwirklichung finden, so findet das Gemeinschaftsleben der Pflanzengesellschaft, nach jahrtausendelanger Entwicklung, im Wald ihre große, schönste und letzte Vollen-

dung. — Diese durch die moderne Wissenschaft erhärtete Erkenntnis bestätigt und erklärt uns jenes gefühlsmäßige Wissen um eine geheimnisvolle Bedeutung von Baum und Wald, das seit Jahrhunderten, wenn nicht seit Jahrtausenden, im Menschengeschlecht verankert ist. Seitdem die Germanen in heiligen Hainen ihren Göttern opferten, empfindet der naturverbundene Mensch den Baum als höchste Offenbarung der in der Pflanze sich auswirkenden Schöpferkraft und den Wald als Inbegriff alles Großen und Erhabenen, das die lebendige Natur zu schaffen vermag.

Wo immer in geschichtlicher Zeit der Wald dem Kulturland, der Steppe oder gar dem nackten Karrenfeld weichen mußte, bedeutete dies nicht nur eine der Natur zuwiderlaufende Entwicklung, sondern stets auch den Verlust einer besonders eindrucksvollen und hochentwickelten Form naturhaften pflanzlichen Lebens. Gemiß war die Waldvernichtung vielfach durch menschliche Lebensbedürfnisse und Lebensnotwendigkeiten verursacht. Aber auch menschliche Gewinnsucht und menschliche Dummheit haben hier oft in kurzfristiger Weise in den natürlichen Ablauf von Lebensgesetzen eingegriffen und

unerseßliche Naturwerte zerstört. Die Auswirkungen dieser naturwidrigen Geschehnisse werden von jedermann als lebensfeindlich empfunden, wenn sie auf größeren Gebieten anzutreffen sind, oder wenn sie sich an bestimmten Orten häufen. Der vom Wald entblößte, ausgehörrte und von Runsen zerkessene Berghang, die einförmige Steppe, auf der nur noch vereinzelte moderne Baumstrünke von einstiger Waldherrlichkeit zeugen, das trostlose Karrenfeld, das eine von blinder Habgier diktierte Waldausbeutung zurückließ, sie alle wirken gleich schmerzlich und niederdrückend auf den Menschen, möge er ihnen in unserem Lande, an den Gestaden des Mittelmeeres, im Kaukasus oder auf dem amerikanischen Kontinent begegnen. Wer sich aber einen wachen Sinn für unverfälschtes Naturleben bewahrt oder erworben hat, dessen Gemüt aufnahmefähig ist für die geheimnisvolle Sprache der Landschaft, dem bleiben auch die kleineren Sünden wider die Natur nicht verborgen, denen der Kulturmensch des zwanzigsten Jahrhunderts auf Schritt und Tritt begegnet; der fühlt es, wie jedes Verschwinden einer im offenen Felde stehenden Strauch- oder Baumgruppe, jeder Leitungsmast und jeder geradegelegte und mit Zementwänden ummauerte Wasserlauf uns um ein Stück Urwüchsigkeit ärmer macht.

Diese von Jahr zu Jahr zunehmende Verarmung hat zu gewissen Zeiten auch dort den Wald nicht verschont, wo er, zumindest in seiner allgemeinen äußern Erscheinung, mehr oder weniger erhalten blieb. Selbst der Wald ist oft hineingepreßt worden in aus Nützlichkeits-erwägungen entstandene Schablonen. Daß auch diese edelste, höchstentwickelte Form einer natürlichen Pflanzengesellschaft nicht freigehalten werden konnte von naturfremden Überlegungen und Eingriffen des wirtschaftenden Menschen, ist eine große und verständliche Sorge all derer, die irgendwie um die hohe Bedeutung allseitig spielender Lebenskräfte wissen und denen daher die Erhaltung unverfälschter Natur am Herzen liegt.

Die Wälder aller Erdteile sind heute Gegenstand wirtschaftlicher Planung. Durch die Entwicklung der Technik und durch die steigenden materiellen Bedürfnisse des Menschen werden sie zu bedeutungsvollen und unentbehrlichen Rohstofflieferanten. Wie verhält es sich unter diesen Umständen mit jenen höheren seelischen und erzieherischen Aufgaben des Waldes? Ist der Naturwald, jene Höchstform pflanzlichen Daseins, durch die Tatsache, daß ihm auch wirtschaftlich eine bedeutende Rolle zugewiesen ist, dazu verurteilt, sein ursprüngliches Wesen und seine naturhaften und für das geistige Wohl der Menschheit unerseßlichen Werte zu verlieren?

Um diese Frage zu beantworten, ist es vorerst nötig, sich Rechenschaft darüber abzulegen, auf welche Weise der wirtschaftende Mensch der Vergangenheit in die Naturgegebenheit des Waldes eingriff. Es sei dabei einmal von den eigentlichen Waldzerstörungen abgesehen, welche ja unvermeidlich waren, wollten sich die Ansiedler in einem vom Wald fast vollkommen in Besitz genommenen Land, Raum für ihre Acker und Wohnstätten verschaffen.

Das Leben des Waldbaumes kennt, wie alles Leben, sein Werden und Wachsen, sein Blühen und Reifen und schließlich sein Altern und Vergehen. Hätte sich nun der das Holz und den Wald nutzende Mensch zu allen Zeiten darauf beschränkt, da und dort einen reisenden Baum zu fällen und zu seinen Zwecken zu verwenden, dann hätte sich an der naturhaften Vielgestalt des ursprünglichen Waldes nichts Spürbares oder gar Wesentliches geändert. — Die Eingriffe in den Wald gingen aber weiter. Dem auf größtmögliche Gewinne bedachten Nutznießer schien die Natur im Walde nicht rasch genug und nicht gut genug zu arbeiten. Einzelne Holzarten schienen den augenblicklichen Bedürfnissen am besten zu entsprechen. Sie wurden durch Saat und Pflanzung vermehrt oder überhaupt neu in den ursprünglichen Baumbestand eingeführt. Man begann, im Walde zu rechnen, Flächen abzugrenzen und die gesamte ursprüngliche Baumsfamilie nicht nur in ihrer Artenzusammensetzung, sondern auch in ihrem naturgegebenen Altersaufbau zu verändern. Das aus Urzeiten nach geheimen, auch heute noch lange nicht voll erkannten Gesetzen Gewordene wurde vielerorts von Grund auf verändert.

Jahrzehntelang gab man sich der Vorstellung hin, etwas Geschicktes, Nützlichcs und Einträgliches getan zu haben. Dann aber rächte sich die vergewaltigte Natur. An Stelle einer nach ihrem Willen entstandenen artenreichen Gemeinschaft von Laubbäumen hatte man einen einförmigen Fichtenwald gepflanzt. Er wurde von Fäulnis befallen, vom Sturmwind vernichtet und bildete bald ein Jammerbild menschlichen Versagens. — Aus einem lebensvollen, von Laub- und Nadelholz bunt gemischten Naturwald hatte man aus wirtschaftlichen Erwägungen das Laubholz entfernt. Nach Jahrzehnten fing der zurückgebliebene Waldbestand zu serbeln an; der in Jahrtausenden gewordene fruchtbare Waldboden degenerierte und an der Stelle, wo sich der Naturwald während Jahrtausenden selbst erhalten hatte, vermochte jetzt keine Baumfrucht mehr zu keimen. — Das Versagen menschlicher Erziehungskunst am Walde war in die Augen springend.

So nahm die Überheblichkeit des im Walde nach seinen Überlegungen Wirtschaftenden nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein unrühmliches Ende. Je mehr die Wissenschaft sich vortastete in das unendlich weite Gebiet der Lebensgesetze des Waldes, umso zahlreicher wurden die ungelösten Probleme, umso größer wurde die Ehrfurcht vor der Natur und umso kleiner und bescheidener wurde der Mensch. Eine grundlegende Umkehr in den Meinungen über das, was Waldbewirtschaftung sein darf und sein kann, brach sich Bahn. Aus eingestandenem Fehltrittten und erkannten Irrtümern heraus entstand allmählich die heutige moderne Auffassung vom Wirtschaften im Walde.

Der jungen pflanzensoziologischen Wissenschaft gelang der Nachweis, daß, wo der Mensch nie störend in die Natur eingriff, sich an einem bestimmten Standort stets diejenigen Pflanzen vorfinden, die den örtlichen Verhältnissen von Boden und Klima am vollkommensten



Gemischter, durch natürliche Verjüngung entstandener Wirtschaftswald
(Phot. P. Gugelmann)

entsprechen. Während Jahrtausenden, hat hier unter vielen Beteiligten ein Wettbewerb stattgefunden, in welchem schließlich der unter den gegebenen Bedingungen Leistungsfähigste und Lebenstüchtigste Sieger blieb. Heute weiß der Forstmann, daß es eine Annäherung wäre, wollte er das Ergebnis dieser von der Natur selbst vorgenommenen Artenauslese nach eigenem Ermessen verändern. In einem Wald, der durch seine bisherige Bewirtschaftung in seiner ursprünglichen Zusammensetzung gestört wurde, richtet der forstliche Praktiker seine ganze Aufmerksamkeit darauf, für jeden Waldort diejenigen Baumarten zu ermitteln, die hier ohne Zutun des Menschen stehen müßten. Er weiß, es gibt kein besseres Mittel, um hier dauernd einen

einem Walde nur dann ein Höchstmaß aufweisen kann, wenn dieser nicht bloß in seiner Zusammensetzung nach Holzarten, sondern auch im inneren räumlichen Aufbau, das heißt im Nebeneinander verschiedener Altersklassen, keinerlei Naturwidrigkeiten aufweist. Das Kahlschlagen einer Fläche, wie es im Wirtschaftswald, selbst in Ländern mit hochentwickelter Forstkultur, bis vor nicht allzu langer Zeit gebräuchlich war, ist nur mit einer Katastrophe im Naturwald vergleichbar. Der auf größerer Kahlsfläche, auf einem vom Regen ausgewaschenen und von der Sonne hartgebrannten Boden neu begründete, notgedrungen gleichaltrige Pflanzbestand ist nichts anderes als die meist auch in wirtschaftlicher Hinsicht bedenkliche Folge einer vorausgegangenen brutalen

gesunden und leistungsfähigen Baumbestand zu erhalten. Er weiß auch, daß die Begleitpflanzen der Bäume, die früher kaum beachteteten oder dann als lästig empfundenen Moose, Kräuter und Sträucher zu diesem Baumbestand gehören, und daß sie zusammen mit den nützlichen Bäumen eine Familie bilden, in welcher kein Glied fehlen darf, wenn sie durch die Jahrhunderte hindurch gedeihen soll. — Etwas beschämt erkennt heute die Forstwissenschaft, wie verfehlt und sinnwidrig es doch war, sich irgendwoher, vielleicht sogar aus fremden Ländern und Kontinenten Waldsameren in Massen zu beschaffen, daraus Jungpflanzen zu ziehen und durch diese, nach eigenem Gutdünken, in Jahrtausenden gewordene Wälder manchmal von Grund auf zu verändern. Dieses Verändern konnte stets nur ein Verschlechtern und Verderben sein.

Auch heute noch braucht der Waldpfleger Jungpflanzen und Baumsameren. Aber er verwendet sie, um den Wald in seiner einstigen gesunden und schönen Naturhaftigkeit wieder erstehen zu lassen. Dabei läßt er sich nicht nehmen, in oft mühevoller Arbeit die Früchte von solchen Mutterbäumen zu gewinnen, die naturgegeben in näher Umgebung der Pflanzstätte oder an möglichst ähnlichem Standort erwachsen sind, und die hier die ihnen von der Natur seit Urzeiten auferlegte Prüfung erfolgreich bestanden haben. So ist heute in der Forstwirtschaft der Weg beschritten, der die noch natürlich gebliebenen Wälder in ihrem Artenbestand sorgsam zu erhalten bestrebt ist, und der die erkünstelten und verdorbenen zurückführen wird zu ihrer ursprünglichen Zusammensetzung in ihrer ganzen lebendigen und naturhaften Vielfalt.

Aber noch in anderer Weise hat das tiefere Eindringen in die Lebensgesetze des Waldes dessen Bewirtschaftung stark verändert. Man weiß heute, daß die Gesamtheit aller Lebensäußerungen in

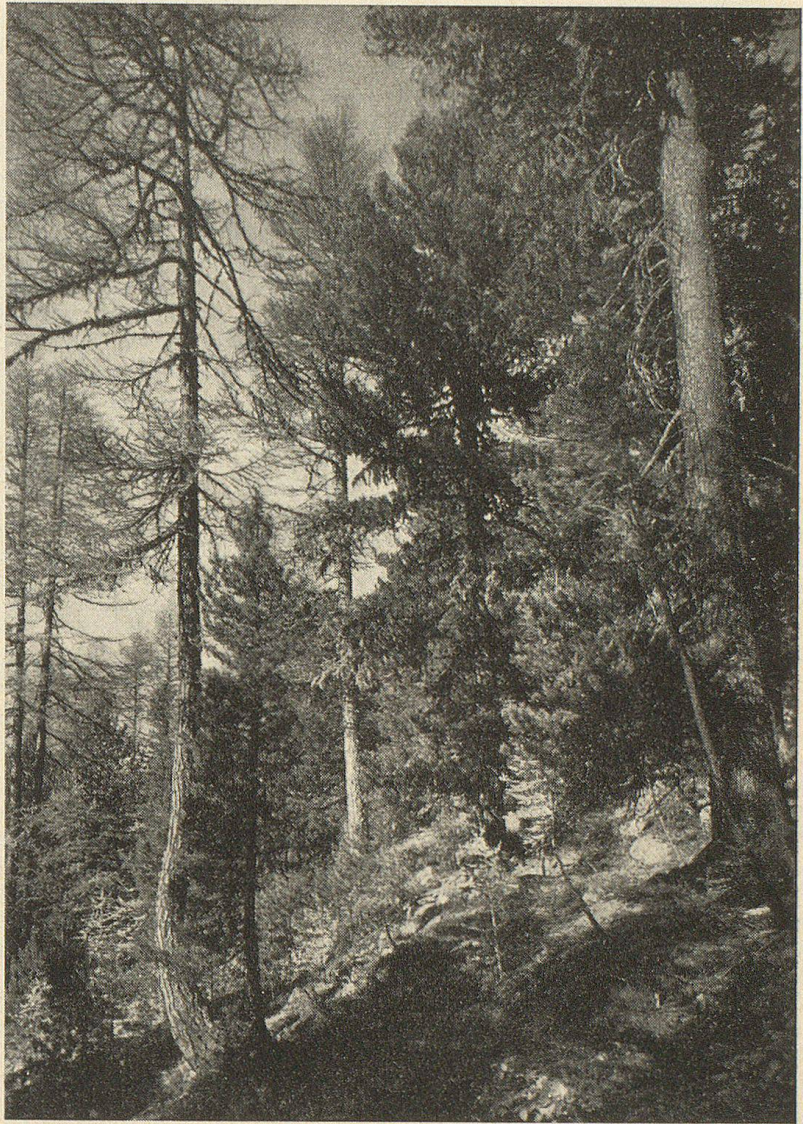
Ver
stör
wal
ner
von
ries
ses
nen
jede
Ble
erhö
So
Kli
jüng
Ma
2
tige
ma
betr
jede
telt
er
ins
den
nen
tert
der
Wu
mit
mo
eine
nat
wo
zu
dur
über
E
sach
Ver
der
mei
in
kein
nat
sind
doch
wer
Art
und
be
Au
ei
ke
de
er
ga
je
li
st
E
lich

Bergewaltigung der Natur. Der unge-
 störter Entwicklung sich erfreuende Natur-
 wald vereinigt auf verhältnismäßig klei-
 ner Fläche jede Alters- und Größenstufe,
 vom zarten Keimling bis zum Wald-
 riesen und ehrwürdigen Veteranen. Die-
 ses enge Nebeneinander der Generatio-
 nen, das vom Boden bis zur Wipfelhöhe,
 jeden genügend belichteten Raum mit
 Blatt- und Nadelwerk erfüllt, schafft und
 erhält dem Naturwald jenes feuchte, im
 Sommer kühle und im Winter warme
 Klima, das dem Wachstum und der Ver-
 jüngerung der Waldbäume in höchstem
 Maße zuträglich ist.

Auch diese Erkenntnis hat sich die heu-
 tige Waldbewirtschaftung zu Nutzen ge-
 macht. Keiner, der heute einen Forst zu
 betreuen hat, zweifelt mehr daran, daß
 jeder ausgedehnte, harte und unvermit-
 telte Eingriff in den Wald, dadurch daß
 er Wind und Sonne allzu freien Zutritt
 ins Bestandesinnere verschafft, die Bö-
 denfruchtbarkeit und das natürliche Win-
 nenklima des Baumbestandes verschlech-
 tert oder gar zerstört. Es ist aber eines
 der Hauptziele der Forstwirtschaft, die
 Wachsenergie der Waldbäume und da-
 mit die Holzherzeugung zu fördern. Der
 moderne Forstmann erachtet es daher als
 eine seiner vornehmsten Pflichten, den
 naturgemäßen Altersaufbau des Waldes,
 wo er noch vorhanden ist, zu pflegen und
 zu erhalten, und wo er verloren ging,
 durch wohlhabengewogene und sorgfältig
 überlegte Maßnahmen herbeizuführen.

So ist denn die hochehrwürdige Tat-
 sache zu verzeichnen, daß die heutige
 Bewirtschaftung unserer Wälder in je-
 der Hinsicht die Natur selbst als Lehr-
 meisterin anerkennt. Wenn auch zurzeit
 in unseren Wirtschaftswäldern noch
 keineswegs alle Spuren einer früheren
 naturwidrigen Waldbehandlung getilgt
 sind, so ist jetzt die Forstwirtschaft
 doch eifrig bemüht, die ursprüngliche und voll-
 wertige Pflanzengesellschaft Wald sowohl nach ihrer
 Artenzusammensetzung als auch nach ihrem räumlichen
 und altersmäßigen Aufbau wiederherzustellen. Die
 heutige Waldbewirtschaftung sieht ihre
 Aufgabe nicht mehr darin, im Dienste
 eines vermeintlichen Wirtschaftszwe-
 ckes, die Naturgegebenheiten des Wal-
 des zu verändern. Sie hat vielmehr
 erkannt, daß sie ihre materielle Auf-
 gabe umso besser zu erfüllen vermag,
 je weniger sie gegen die unabänder-
 lichen Lebensgesetze des Waldes ver-
 stößt.

Diese Tatsache hat eine weit über alles Wirtschaft-
 liche hinausreichende Bedeutung. Die Zahl derer, welche



Naturgemäß behandelter Wirtschaftswald im Gebirge. Auch hier ist der Forstmann
 bestrebt, natürliche Mischung der Holzarten und Altersklassen zu erhalten
 (Phot. B. Schocher)

die ideellen Werte ursprünglicher Natur zu schätzen
 wissen und die davon überzeugt sind, daß der Dichter
 und Maler K. A. Laubscher mit den Worten, die diesen
 Ausführungen vorangestellt sind, eine tiefe Wahrheit
 gesagt hat, ist ständig im Steigen begriffen. Viele emp-
 finden es längst als einen schwerwiegenden Nachteil
 unserer Zivilisation, daß dem Menschen der Gegenwart
 das unbehinderte Walten der Natur nur mehr in ver-
 einzelten, in ihrer Ausdehnung beschränkten und meist
 weitab liegenden Reservaten zugänglich ist. – Ist da-
 der Umstand, daß sich die moderne Waldbewirtschaftung
 ein möglichst unverfälschtes und ungehemmtes Wirken
 der Natur zum Ziele setzt für die zivilisierte Menschheit
 nicht von allergrößter Tragweite? Ist es nicht in höch-
 stem Maße beruhigend, daß nun, wenigstens auf einem
 Gebiet, das Ziel menschlichen Wirtschaftens nicht mehr

im Gegensatz steht zu den ewigen Absichten der Natur? Ist es nicht außerordentlich erfreulich, daß nun die Harmonie zwischen Natur und Wirtschaft gerade im Walde verwirklicht werden kann, das heißt dort, wo der Lebens- und Gestaltungswille der Pflanzenwelt seinen vielgestaltigsten und vollkommensten Ausdruck findet?

Jedes industrialisierte oder stark bevölkerte Land, das es verstanden hat, sich einen ansehnlichen Teil seiner ursprünglichen Waldfläche zu erhalten, erkennt heute, daß es in seinen Wäldern ein äußerst wertvolles, unersetzliches Wirtschaftsgut besitzt. Man ist sich aber allgemein noch viel zu wenig bewußt, welche hohen, vielleicht heute noch kaum abschätzbaren übermateriellen Werte in unseren Wäldern vorhanden sind. Nachdem nun die Forstwirtschaft bestrebt ist, die in jedem Walde innewohnenden naturhaften Lebensenergien zu befreien und zum vollen Entfalten zu bringen, erhält jedes Land die wohl unerwartete, in ihrer ganzen Auswirkung noch nicht überschaubare Möglichkeit, längst endgültig verloren geglaubtes Naturleben unverfälscht und in ungeahntem Ausmaß zurückzugewinnen. Durch die

Erkenntnis, daß heute Naturwald und Wirtschaftswald keinerlei Gegensätze mehr bedeuten, gewinnt das schon bisher vollauf berechtigte Bestreben mancher Städte, Wald in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft zu erhalten, vermehrte und vertiefte Bedeutung. Wer in unverfälschter Natur das unerläßliche Gegengewicht erblickt gegen die zermürbende, verflachende, geisttötende Mechanisierung unseres Daseins, der wird sich weit mehr noch als bisher zum Walde hingezogen fühlen. Wem überhaupt das seelische Gleichgewicht und die geistige Gesundheit eines Volkes am Herzen liegt, der wird sich stets bewußt sein, daß der Wald wie kein anderes Naturgut dazu berufen ist, einer von der unverdorbenen Natur sich immer weiter entfernenden Menschheit ein Stück freien, ewigen Gesetzen folgenden Naturlebens zu erhalten. Er wird daher dem Walde seine tiefe Ehrfurcht und seine Zuneigung nicht versagen. Er wird sich aber auch schützend gegen alles und jedes stellen, das seinem Wesen nach waldfreundlich ist, und das irgendwie die Erhaltung und bestmögliche Pflege des Waldes gefährdet.

Der Kuß der Mutter

Eine Ostergeschichte, nach einer alten Chronik erzählt von J. N.

Die Familie der Imthurm (oder im Thurm) gehört zu den allerältesten Geschlechtern der Stadt und Burg Schaffhausen. In der frühesten Zeit hatte sie vier Türme inne, welche wie Schlösser unter den wenigen Häusern des Städtchens hervorragten, und welche der Familie den Namen gaben. Es war ein sehr ausgedehntes Geschlecht, mehr als ein Abt des Allerheiligentklosters entstammte ihm, dazu eine Aebtissin des Klosters Paradis und ein Bürgermeister der Stadt; viele vom Hause Imthurm lebten als Brüder und Nonnen in verschiedenen Klöstern. Und auch den Ritterstand zierten die Ehre dieses Namens: so fochten in der Schlacht bei Sempach mehrere Imthurm mit und behaupteten ritterlich das schaffhausische Banner bis in den Tod.

Aber um die Reformationszeit war das alte ehrenwerte Geschlecht auf einmal dahin gekommen, daß es nur noch auf zwei Augen stand, wie man zu sagen pflegt. Es glich einem Baume, an dem der Stamm und alle Äste erstorben oder abgehauen sind, und nur noch ein einziges schwaches Reislein zeigt sich unten an der Wurzel. Was wunder, wenn man mit besonderer Besorgnis diesen zarten Sproßling pflegt.

Beat Wilhelm Imthurm hieß der letzte übriggebliebene des ganzen Stammes vor bald vierhundert Jahren. An diesem einen hing's also, ob das ganze Geschlecht hier in der Welt auf immer erlöschen oder aber wieder aufblühen und vielleicht noch Jahrhunderte fortwachsen sollte.

Nun aber wurde dieser einzige junge Stamhalter, auf welchem die ganze Hoffnung zur Erhaltung des Geschlechts beruhte, ein noch nicht jähriges Kind, krank, schloß die Augen und ward in den Sarg gelegt! Den

Schmerz der Mutter kann man sich denken. Alle Freude und Hoffnung schien ihr für immer genommen. Der Leichenbitter ging umher und lud die Freunde ans Grab, er bestellte alles für die Beerdigung, wie es damals Sitte war. Schon trat die Mutter weinend zum letzten Mal zum kleinen Sarg ihres Kindes, um das liebe blasse Gesicht noch einmal zu sehen und Abschied zu nehmen. Sie konnte sich nicht enthalten, noch einen mütterlichen Kuß auf die zarte Hülle zu drücken, die man nun gleich aus dem Haus tragen wollte; und obwohl es eigentlich nicht ziemlich ist, einen Toten zu küssen – wer wollte diese Mutter darob tadeln? Zumal hier die Hand Gottes selbst, des treuen Menschenhüters, wunderbar im Spiele war.

Denn siehe, da die Mutter das erstarrte Knäblein mit den Lippen berührte, im selben Augenblick – atmete es wieder, und bald darauf schlug es die Augen auf – – war es denn möglich? Ach ja, es war kein Traum; und aus der Beerdigung wurde nichts! Das Grab konnte wieder verschüttet, die Beladenen abbestellt werden. Das Kind erholte sich schnell zur völligen Gesundheit, wuchs auf zum Mann und zum Vater von sechs Söhnen, drei Töchtern und achtzehn Enkeln! Zahlreiche Nachkommen dieser Familie Imthurm leben heute noch.

So konnte die Mutter noch mit nassen Augen wieder lachen. Sie war aber auch, wie die Urkunde mit Nachdruck sagt, „eine gar freundliche und gottselige Matrone“; zwar nicht von adligem Geschlecht, aber mit wirklich adligen Tugenden geziert, und schon als Jungfrau im väterlichen Hause geübt, den Notleidenden, Armen und Kranken mit ihrem Vermögen und mit herzgewinnender Freundlichkeit beizustehen.